

Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Versöhnt.

Novelle von K. Burger.

Nachdruck verboten.

2. Fortsetzung.

Signor Ascoli sprang zuerst aus der Gondel, bahnte sich unter Monas Anweisung einen Weg durch das hohe Schilf und betrat mit ihr den schaurigen Ort, während Leonardy in der Gondel blieb, die dort nicht befestigt werden konnte.

Es war fast gänzlich dunkel inmitten der Höhle, denn die heißen Sonnenstrahlen vermochten nur spärlich das Dickicht vor dem Eingange zu durchdringen; nur nach und nach gewöhnte sich das Auge an das Dämmerlicht, und Fabio gewahrte zu seinem Schrecken, daß Mona die Schilderung der Höhle nicht übertrieben hatte. Dort lagen wirklich noch viele Gebeine umher, die das Seewasser gebleicht hatte und in dem traurigen Halbdunkel gespenstisch leuchteten.

„Wie schaurig ist es hier! Warum bleibt die Höhle in diesem entsetzlichen Zustand?“ fragte Fabio leise.

„Es war noch viel schlimmer, ehe das Skelett entfernt wurde; sehen Sie, hier ist der große eiserne Ring, an dem es mit der Kette befestigt war.“

„Da ist auf ein Entrinnen keine Aussicht,“ meinte Fabio, als er die rostige Kette rasselnd von der Erde aufnahm und sie dann klirrend fallen ließ.

Mona erbeute. Das dumpfe Geräusch an diesem schaurigen Orte hatte sie erschreckt, und ängstlich erfaßte sie die Hand ihres Beschützers.

„Wie furchtsam bin ich doch heute,“ schalt sie sich selbst. „Mehr als zwanzig mal bin ich in dieser Höhle gewesen, ohne mich zu ängstigen; aber das Rassel der schweren Kette hat mich erschreckt.“

„Lassen Sie uns gehen,“ mahnte Fabio, „hier ist kein angenehmer Ort für Damen.“

Beide atmeten erleichtert auf, als sie bald darauf den hellen Sonnenschein begrüßten und sie die Höhle verlassen hatten. Leonardy stand in seiner Gondel und blickte verwundert ins das sonst so heitere Antlitz Monas, das jetzt so ungewöhnlich ernst war.

„Du bist ganz bleich geworden Lona, ist das Skelett wieder auf seinem alten Platz an der Kette?“

„Nein, aber ich will die Höhle nicht mehr sehen — es ist doch zu schaurig.“

Leo lachte, half ihr ins Boot und nach wenigen Augenblicken schaukelte es lustig wieder auf den blauen Wel-

ten. — Fabio Ascoli glaubte in seinem ganzen Leben keine angenehmere Zeit verlebt zu haben, als die wenigen Stunden, die er jetzt mit seinen neu gefundenen Freunden bei der ruhigen Wasserfahrt verbrachte, und er war ganz überrascht, als Leo schon mit seiner Gondel dicht an der Villa landete, mit dem Bemerkten, daß sie die gute Tante nicht mit dem Mittagessen warten lassen dürften. — Es bedurfte auch nur eines Blickes, eines kaum ausgesprochenen Wunsches Monas, und Fabio war gern bereit, mit ihnen zu kommen, um den Tag bei ihnen zu verbringen. —

Signora Lennor empfing ihren Gast mit zuvorkommender Herzlichkeit und räumte ihm seinen Platz an ihrer Seite ein.

„Haben Sie immer hier gelebt?“ fragte er Mona im Laufe des Gespräches.

Mona zögerte; er sah plötzlich das ernste Antlitz ihrer Tante, die dann auch schnell entgegnete:

„Wir wohnen hier fast seit 15 Jahren. Lona war noch ganz klein, als ich diese Besitzung kaufte.“

„Ich war noch so jung, daß ich mich kaum einer anderen Zeit erinnere,“ bestätigte das junge Mädchen, „trotzdem mir manchmal ein längst verschwundenes schauriges Bild aus meiner frühesten Kindheit vor Augen schwebt, doch Tanten sagt mir, es sei nur eine Täuschung.“

„Wissen Sie, daß Sie jemand sehr ähnlich sehen?“ fuhr Fabio fort, „aber so viel ich auch Ihre Züge betrachte, kann ich mich nicht erinnern, wo ich die Ähnlichkeit gesehen habe; — Sie waren mir von Anfang an so wenig fremd, die feinen, regelmäßigen Züge sind mir sogar bekannt, nur die Augen sind anders, und dennoch — ich weiß nicht, wo ich ein ähnliches Bild gesehen habe.“

„Wann erwarten Sie Ihre Freunde?“ fragte Signora Lennor, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ganz bald. Marquis Castelli, mein väterlicher guter Freund und früherer Vormund, würde schon lange hier sein, doch seine Nichte, die er an Kindesstatt angenommen, will sich noch nicht von Venedig trennen.“

„Ist die Dame noch jung?“ fragte Mona neugierig.

„Sie wird in Ihrem Alter sein.“

„Ist sie schön?“

„Man behauptet es. Wenigstens wird sie von sehr vielen bewundert, die schwarze Augen und schwarzes Haar für eine Schönheit halten.“

„Finden Sie sie auch schön?“

„Nein; ich bewundere sie nicht. Goldenes Haar wie die helle Sonne, klare blaue Augen, wie der lachende Himmel, gelten in meinen Augen für eine Schönheit“, flüsterte er ihr so leise zu, daß nur sie allein die Worte verstehen konnte, da eine dunkle Röte auf ihre Wangen zauberten. Zum guten Glück sah Signora Lennog nicht, was vorging, denn sie flüsterte gerade ihren zahmen Lieblingsvogel, der zu ihr auf den Finger geslogen war. — Durch Jonas Schweigen ermutigt, fuhr Fabio fort:

„Sie sind die einzige, die ich bewundere, das Ideal aller Schönheit. Als ich Sie gestern zuerst erblickte, wie Sie Ihr glühendes Gesichtchen über den Felsen beugten, wußte ich, daß mein Schicksal fürs Leben entschieden war, daß ich keine andere denn nur Sie allein in der Welt lieben würde. Mona, meine Geliebte, ich lege mich als Sklave zu Ihren Füßen, als gehorsamer, liebender Sklave.“

„Still, still“, unterbrach Mona ihn zitternd. „Solche Worte hat noch nie jemand zu mir gesprochen.“

„Desto besser; so bleibt für mich die süße Aufgabe, Ihrem guten Herzen Liebe zu lehren! Mona — —“

Doch ehe er beenden konnte, wandte sich Signora Lennog zu ihnen. Die gute Dame ahnte nicht, daß der Augenblick, den sie für ihren Liebling so sehr fürchtete, bereits gekommen war; daß reine, teure Liebe in beiden jungen Herzen schon Wurzel gefaßt und sich zu einer herrlichen Blüte entfaltet. —

3.

Es war Abend, — ein herrlicher schöner, mit unzähligen Sternen besäeter Himmel breitete sich über das ruhige Meer, dessen blaue Wellen im Mondenschein nur leise plätscherten. Auf der nahen Felsenbank saßen Hand in Hand die beiden Glücklichen, anscheinend in liebliche Träumereien versunken. Endlich blickte Mona auf, legte ihr Köpfchen leise auf Fabios Schulter und flüsterte ihm zu:

„Ich fühle es fast wie ein Unrecht, so lange hier zu bleiben und die gute Tante allein zu lassen, besonders jetzt, da sie krank ist.“

„Sei ohne Sorge, süßes Lieb, Du kannst doch an diesem herrlichen Abend nicht im Hause bleiben wollen; sie erwartet das auch nicht von Dir,“ beruhigte Fabio.

„Ich weiß es; aber dennoch — —“ sie schwieg verlegen.

„Nein, mache Dir keinen Vorwurf, meine Kleine, Du hast nichts Unrechtes getan, nichts, was Signora Lennog nicht gut heißen würde. Bedenke, morgen kommt der Marquis' Castell, und ich muß ihn langsam mit unserem Plan bekannt machen, daher werden wir uns nur selten sehen können.“

Mona schmiegte sich fester an ihn; sie mochte gar nicht daran denken, daß das glückliche Zusammensein der letzten Zeit gestört werden sollte.

„Wirst Du nie wieder zu uns kommen?“ fragte sie ängstlich.

„Welch eine Frage! Mona, kennst Du mich nicht besser? Glaubst Du, daß ich einen einzigen Tag leben könnte, ohne Dich zu sehen, ohne Deine süße Stimme zu hören? Geliebte, ich hoffe bald die Einwilligung des Marquis zu erhalten, dann bitten wir auch Deine Tante um ihren Segen, aber so lange müssen wir unser süßes Geheimnis in unseren Herzen verschließen. Wiederhole mir aber nur noch einmal, daß Du mich liebst, sage mir, daß Dein ganzes Herz mir gehört, und daß keine Macht der Welt mit Deine Liebe entreißen kann.“

„Mein ganzes Herz gehört Dir,“ flüsterte sie ihm zu.

„Wann und wo werde ich Dich morgen treffen, wirst Du im Hause sein?“

„Nein; ich mag noch nicht den Marquis und seine schöne Nichte sehen, die, wenn sie morgen ankommen, an unserer Villa vorbei müssen, darum gehe ich lieber fort; ich fühle eine unerklärliche Abneigung und Eifersucht gegen die junge Dame.“

„Mein Grund zur Eifersucht, Lona.“ Lucilla Barry kann mich nicht reizen. Dann glaube ich auch, daß sie bereits halb und halb mit meinem Freunde, dem Grafen Blondini, verlobt ist, wenigstens weiß ich, daß er ihr große Aufmerksamkeit gezollt hat, also keine Furcht, mein Lieb. Aber, wo treffe ich Dich morgen?“

„Auf meinem Lieblingsfels; ich will dort den ganzen Nachmittag zubringen.“

Eine kurze Umarmung und Lona verschwand in der offenen Haustür.

„Süße, treue Lona“, flüsterte Fabio, als er allein war und seine brennende Stirn vom frischen Abendwinde kühlen ließ. „Wie glücklich sollte ich sein, Dein treues Herz gewonnen zu haben. Aber ach! was wird der Marquis' Castell sagen, wenn er davon hört? Er hat seit Jahren den Lieblingwunsch gehegt, mich mit Lucilla vereint zu sehen, wiewohl wir beide fest überzeugt sind, daß dieser Bund uns fürs Leben unglücklich machen würde. — Hoffentlich hat sie Zuneigung zu dem Grafen Blondini gefaßt, dann wird es mir leichter werden, mein Ziel zu erreichen.“

Unter solchen und ähnlichen Gedanken erreichte er sein Heim und lag bald im friedlichen Schummer, umgaukelt von lieblichen Traumbildern, die ihm Jonas Bild vor Augen führten. —

Mona wartete am nächsten Tage geduldig auf ihrem Lieblingsplätzchen auf der Felsenbank. Stunden waren schon vergangen; sie mochte nicht mehr lesen, schon lange hatte sie ihr Buch beiseite gelegt und jetzt ließ sie sehnsüchtig ihre Blicke über den schmalen Fußsteig schweifen, auf dem der Erwartete ankommen mußte.

„Vielleicht hat ihn der Marquis oder — die schöne Lucilla in Anspruch genommen,“ dachte sie bei sich selbst, „ich werde ihn jetzt nicht mehr so oft sehen.“

Diese Gedanken verschreckten ihr das Lächeln, und tiefer Ernst malte sich in ihren lieblichen Zügen, träumend sah sie noch lange Zeit, bis sie endlich jäh aufsprang, mit dem ganz bestimmten Gefühl, daß sie nicht mehr auf diesem Felsen allein sei.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Dicht vor ihr, mit ver- schränkten Armen, stand ein härtiger, fremder Mann, der seine schwarzen, stehenden Augen bewundernd auf dem lieblichen Bilde ruhen ließ.

Mona unterdrückte nur mit Mühe ein Angstgeschrei, das ihr fast die Kehle zuschnitt. Der Anblick des fremden Mannes erfüllte sie mit Grauen; sie wich vor ihm zurück; wie vor einer giftigen Schlange. Doch nachdem der erste Schrecken vorüber war, raffte sie ihren ganzen Mut zusammen und begegnete standhaft seinem stehenden Blick. Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen dann lächelte der Fremde höhnisch und sagte:

„Störe ich in süßen Träumereien, holde Schöne? Ich ahnte nicht, daß dieses kleine Eden von einer reizenden Eva bewohnt sei! Habe ich Sie erschreckt?“

„Ein wenig, denn ich überhörte Ihre Schritte,“ entgegnete Mona, erzürnt über die kühnen Worte, „jedoch da diese Felsen öffentlich und Gemeingut sind, kann ich mich über diese Störung nicht beklagen und bitte ich nur, mich vorbeigehen zu lassen.“

„Wirklich? Wollen Sie gehen? Na, ich freue mich, daß ich hier einen Anziehungspunkt gefunden habe. Seit drei Stunden sind wir schon hier und haben bis jetzt noch kein lebendes Wesen gesehen. Wohnen Sie hier in diesem entsetzlichen Neste?“

Fortsetzung folgt.

Das Bild im Ahnensaal.

Novelle, aus den hinterlassenen Papieren eines Malers.

2. Fortsetzung.

Die Alte schwieg. Erschüttert hatte ich zugehört; ich fürchtete, mein Vater habe teil an dem Tode des Großvaters und konnte es doch nicht glauben. Auch meinem Oheim traute ich das nicht zu, ich dachte mir, daß der Oheim im Horne das Gesetzbuch weggeworfen und daß es leider meinen Großvater getroffen hätte; diese Vermutung teilte auch Frau Martha.

Heimlich schlich ich von ihr, nicht wenig erschreckt, aber auch stolz auf mein Geheimnis. Mir war seltsam zu Mute, als ich meinen Vater wieder sah. Ich verschwieg sorgfältig alles, was ich wußte; selbst mit Frau Martha sprach ich nicht darüber. Ich fragte sie nur einmal noch wegen dem schönen Bilde.

„Das Bild,“ sagte sie traurig, „mag die Ursache dieses unseligen Streites gewesen sein. Ich erinnere mich, daß Pietro einige Stunden nach der Ankunft des jungen Grafen ankam, und eine große Kiste mitbrachte, und daß der junge Herr das Bild in den Ahnensaal gehängt haben wollte. Es mochte wohl seine Braut sein!“

Nun wußte ich doch etwas von meinem lieben Bilde; daß das Original vielleicht meine Tante sei, gedachte ich nicht; ich liebte nur das holde Kind mit den schönen Augen.

Mein ganzes Denken und Dichten ging nun darauf hin, wieder einmal in den Ahnensaal zu kommen. Die Türe nochmals einzuschlagen, hielt ich meines Vaters wegen, nicht für ratsam; ich hatte einst in einem uralten Schranke unter verrosteten Schlüsseln einen Dietrich gesehen, und mir diesen heimlich zu verschaffen, war mein erstes Werk. Er öffnete mir die Türe, welche mein teures Bild verschloß. Daß ich alles so vorsichtig und geheimnisvoll tun mußte, erhöhte den Reiz dieser sonderbaren Liebe. Oft brachte ich Blüten und Kränze und legte sie vor dem Bilde nieder; manchmal hielt ich auch lange Gespräche mit dem stummen Mädchen, und antwortete statt ihrer auf meine Geständnisse. Ich wurde durch Maria wie ich das Bild nannte, zum Dichter, und wenn ich auch zu wenig Objektivität besitze, um von andern ein Dichter genannt zu werden, diese lyrischen Ergüsse meiner bewegten Seele sind eben so poetisch, als innerlich wahr.

Als ich mein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, sollte ich, nach dem Wunsche meines Vaters, auf Reisen gehen, ich hörte ihn oft sagen: daß ich in Wien seinen Jugendfreund besuchen sollte, der eine schöne Tochter habe. Er deutete sogar auf eine Verbindung zwischen uns hin; aber schon der leiseste Gedanke an ein Verhältnis war mir zuwider, schlen mir eine Untreue an dem geliebten Bilde, darum stellte ich mich, als ob ich die Anspielungen meines Vaters nicht verstünde. — Mein teurer Vater erkrankte, die Aerzte gaben keine Hoffnung; er hörte dies fest, mit lächelndem Anlitze, und war nur bemüht meine jammernde Mutter zu trösten. Kurz vor seinem Dahinscheiden ließ er mich zu sich rufen, gab mir eine Schrift zu lesen, ließ mich den Inhalt reißlich überdenken, und empfing hierauf meinen freiwilligen Schwur, nach seinem Willen zu handeln. Er Jacob den Tag da aus, als Christ. Mutter und Schwester weinten von Herzen. Ich suchte mich zu rassen und meine Mutter zu trösten, denn ich sollte von nun an, der Beschützer dieser Teuern sein.

Der Inhalt jenes Blattes war folgender: Meines Vaters Bruder Raimund war vor Jahren aus Italien zurückgekehrt, um die Hälfte der großväterlichen Güter zu fordern, weil er nur als reicher Edelmann hoffen durfte, die Hand der schönen Römertn Eugenia Albani zu erhalten.

Mein Großvater hatte Raimund diesen Wunsch abge schlagen, weil nach den Gesetzen die Güter das unveräußerliche Eigentum des Erstgeborenen bleiben mußten.

Ein heftiger Streit entspann sich; der hitzige Raimund vergaß sich im Horne und warf das Gesetzbuch an die Wand, es traf im Zurückfallen des Vaters ehrwürdiges Haupt. Diese traurige Folge schmerzte ihn im Innersten, flüchtig wie Raim verließ er das Schloß seiner Väter und ließ lange Zeit nichts von sich hören. —

Einige Jahre nach diesem Vorfalle war eine Tante meines Vaters bei Rom verstorben, und hatte ihre bedeutenden Besitzungen, welche in Italien liegen, zur Hälfte meinem Vater, zur Hälfte dem Oheim Raimund, laut Testament, zugeschrieben. Der Oheim schrieb nun wieder an meinen Vater, meldete ihm, daß er seit Jahren mit Eugentia vermählt sei, und daß sein jetziger Reichthum ihn mit ihrem Oheim versöhnt habe.

Mein Vater, der Raimund immer sehr geliebt hatte, wollte ihn durch Vertrauen erheben und erfreuen. Er ersuchte ihn, die ihm zugefallenen Güter der Tante zu verwalten, und empfahl ihm dabei das Wohl meiner Schwester, welche diese Güter bekommen sollte. Raimund versprach, diesen Wunsch meines Vaters zu erfüllen und ließ dann später dessen Briefe unbeantwortet.

Jetzt, dem Tode nahe, hielt es der Vater für Pflicht, an die Zukunft der Tochter zu denken. Ich sollte also, nach Ablauf der Trauerzeit, nach Italien reisen, mit dem Oheim Rechenschaft ablegen zu lassen, und die Güter zu verkaufen. Um dies zu tun, bin ich nun von der Heimat geschieden, — ach, und warum sollt' ich es nicht gestehen: ich hoffe, das Original meines Bildes dort zu finden; vielleicht in der Tochter meiner Tante Eugenia. Eine lebhafteste, innige Sehnsucht zieht mich nach dem schönen Lande, hier werden alle meine Wünsche ihr Ziel finden!“

Der junge Graf schwieg und drückte mir die Hand. „Stehst Du!“ rief er, und öffnete eine goldene Kapsel, die er an einer goldenen Kette trug, „ich habe mir das Bild in Miniatur kopieren lassen, sobald ich Herr des Schlosses war; außer Dir und dem Maler hat es noch kein Auge geschaut!“

In Wahrheit, dies Anlitze hatte einen wunderbaren Reiz, ich begreife wohl, daß es mit Sehnsucht erfüllen könne, wenn mir auch die Anhänglichkeit und Treue für ein Bild, von welchem mein junger Freund erfüllt war, ein wenig sonderbar erschien.

„Und zu diesem Oheim willst Du?“ fragte ich, von unheimlicher Ahnung beschlitten, „ich bitte Dich, tue alles schriftlich ab; wer kann Dir voraus verkündigen, was Dich dort erwartet?“

Bernhard lächelte. „Was kann mir geschehen?“ rief er aus, „der Oheim mag wild und heftig gewesen sein, als er zwanzig Jahre zählte, aber jetzt mit vierzig Jahren hat ihn diese Hitze wohl verlassen, und ist er nicht ein Fürstenstein?“ Dabei sah er mich so fest und ehrlich mit den schönen blauen Augen an, daß ich ihn unwillkürlich an meine Brust drückte.

Wohlgemut setzten wir unsere Reise fort, in Rom verlebten wir einige Wochen gemeinsam, dann begab sich mein Freund nach dem bei Rom gelegenen Landsitz seines Oheims; ich blieb in Rom zurück, und gab ihm das Versprechen, ihn in einigen Monaten bei seinem Oheim zu besuchen; bedürfte er aber meiner, so sollte er mir einen Eilboten senden, und gewiß sein, daß ich nicht säumen würde.

Aus dem Tagebuch des Grafen Bernhard.

Da bin ich nun in dem Schlosse meines Oheims, erreicht ist der Ort, nach dem ich mir sehnte, aber mein Sehnen ist nicht gestillt! Mein Oheim ist mir eine liebe

Erscheinung, weil er meinem teuren Vater gleicht, doch ohne dessen schöne Ruhe zu haben, die den Verklärten so ehrwürdig machte.

Meine Tante, seine Gemahlin, ist ohne Zweifel das Original des schönen Bildes; es ist eine hohe, schöne Frau, mit dunklen Locken und schwarzen Augen; ich finde in ihr die Züge des Bildes wieder, aber die Zeit und vielleicht auch die Seele der Tante hat die Jugendfrische und den eigenen, rührenden Reiz geraubt, der mich an dem Bilde so entzückte. Auch trägt sie nicht den mit so lieben Namen Marie. Der Sohn meines Oheims ist ein hoher, kräftiger Jüngling, drei Jahre jünger als ich.

Er ist der Liebling der Eltern, und weil diese von seiner Kindheit an jeden seiner Wünsche erfüllt haben so meint er, alle müßten das tun.

Er hat viel Anlage zum Tyrannen, es ist ein Glück, daß er nicht auf dem Throne geboren, und ein Unglück, daß er reich ist und viele Untergebene hat. Mich behandelte er anfangs ganz in seiner Weise, als ich ihn aber nicht zu beachten schien, ward er höflich und geht mir aus dem Wege; ich suche ihn gewiß nicht auf, ist er doch der erste Mensch, der mir einen unerklärlichen Widerwillen einflößt.

Mein Oheim hat eine Tochter, Celesta, morgen kommt sie von Rom zurück — morgen werde ich sie sehen. Mein Herz schlägt ihr entgegen, sie muß mein teures Bild, meine Maria sein. —

Ich habe Celesta gesehen, ach, sie ist es nicht, sie gleicht dem Bilde so wenig, als der graue deutsche Februarhimmel Italiens dunkelblauer Sternenspur.

Celesta ist ein Jahr jünger, als ihr Bruder Franzesco; ein böses Mädchen mit gutmütigen, aber gewöhnlichen Zügen; sie nahte sich mir vertraulich und freundlich, das arme Mädchen muß auch die bösen Launen Franzescos ertragen. —

Welch' neuer Reiz hält mich hier fest, Welch' süße Ahnung ist in mich eingezogen. Es war eine duftige, warme Nacht, ich konnte im Zimmer nicht bleiben, alles um mich her war stille, leise verließ ich mein Gemach, die Villa, und erging mich in dem vom Blütenhauche durchwürzten Garten. Ich befand mich in einer unbeschreiblichen, sehr wohlthuenden, Stimmung, ich wünschte mir ein Abenteuer herbei, das mir Gelegenheit gäbe, meinen Mut zu beweisen, oder eines Menschen guter Engel zu werden.

Zimmer weiter ging ich, bis ich mich in der Nähe des Pavillons befand, welcher schon einmal, wegen seiner malerischen Umgebung, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ich hatte damals meinen Oheim um die Erlaubnis gebeten, diesen beziehen zu dürfen, welche mir, ehe er noch antworten konnte, von Franzesco verweigert wurde.

Ich ärgerte mich im Stillen, aber ich schwieg. Gestern nacht bemerkte ich Lichtschimmer durch die grünen Jalousien des Häuschens, ich trat näher und vernahm einige Akkorde auf der Guitarre. Nach einem kurzen Vorspiel stiel eine schöne volle Sopranstimme ein. Die Worte sind meinem Gedächtnisse nicht geblieben, aber der rührende Klang tönt noch in meinem Herzen. Als der Gesang endete, blieb ich noch eine Weile lauschend stehen, doch alles schwieg nun; ich zog mich wieder zurück und überließ mich, auf einer Moosbank ruhend, meinen Vermutungen und Träumen, bis ich, vom Duft der Nachtviole geleitet, einschlief.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich vernahm Schritte und erblickte meinen Vetter Franzesco. Er sah mich einen Moment starr an, und fragte mich halb zornig, halb verlegen, wie ich hierher komme. Ich sagte ihm unbefangen, daß ich diesen Morgen hierher gegangen und eingeschlossen sei, ohne die nächtliche Erscheinung zu erwähnen.

Er ward hierauf sichtbar heiterer und lud mich, indem er den Weg zur Villa einschlug zu einem Morgen-spaziergange ein, den ich nicht ablehnen konnte, wollte ich ihm nicht Mißtrauen einflößen. — Meine Geschäfte mit dem Oheim wegen der Erbschaft sind beendet, es machte sich alles schneller und leichter, als ich dachte, er hat die Besorgung übernommen und mich in vollgültigen Besetzen entschädigt. Er spielte sehr auf eine nähere Verbindung zwischen uns an, ich glaube, er wünscht, daß ich mich mit Celesta vermähle; aber das kann ich nicht. Dennoch wünsche ich lebhaft, sie aus den unangenehmen Verhältnissen zu befreien, vielleicht gestattet es der Oheim, daß Celesta mit ihrer Duenna meine Mutter besucht. Mein Geschäft ist nun vollzogen, also könnte ich abreisen; auch befinde ich mich nicht wohl hier. Mein Onkel ist stets in peinlicher Unruhe, die Tante kränklich, deshalb ist übel-launig, Celesta flößt mir nur Mitleid ein, und Franzesco wird mit jedem Tage mehr verhaßt.

Aber die Sägerin hält mich fest, dies anziehende Geheimnis muß ich ergründen.

Fortsetzung folgt.



Plauderecke.

Die Flucht vor dem Sonnenschein. Es ist eine falsche Ansicht, das Sonnenlicht aus den Zimmern abzusperrten oder gar solchen nach Norden gelegenen den Vorzug zu geben, in der Meinung, daß die Sonne an Möbeln und Tapeten viel Schaden anrichte. Mag es auch sein, daß manche Farben im Sonnenschein schneller verblassen, Vorhänge und Rouleaux schneller zerreißen, so ist dieser Schaden doch viel geringer, als derjenige, welcher an den Menschen selbst angerichtet wird, die ohne Sonnenschein leben. Wenn die Sonne zuweilen auch an Häusern und Hausgerät ruiniert, so erhält sie dafür auch ebensoviel; denn sie verschleicht Mäuse, Motten und anderes Ungeziefer, das nur da nistet, wo Licht und Luft nicht hineinkommen, und im Dunkeln ein viel gefährlicheres Zerstörungswerk treibt. Moder, Pilze Schwamm, Feuchtigkeit mit aller Art schädlichen Einwirkungen für Gebäude, Möbel und Menschen entwidert sich da nur, wo keine Sonne hinkommt, und es ist bekannt, daß bei fast allen Seuchen die sonnigen Wohnungen diejenigen sind, in denen sie sich zuletzt oder gar nicht zeigen. Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin, ist ein sehr wahres Sprichwort. In manchen Familien — zumal bei den weiblichen Mitgliedern derselben — gehört es zum guten Ton, die Zimmer zu verdunkeln und jeden hereinsfallenden Sonnenstrahl wie einen Hochverräther am Dasein zu betrachten. Damen, die am Abend die Zimmer mit Gas oder elektrischem Licht nicht blendend genug erhalten können und am modernen Kaminsfeuer oder glühendheißen eisernen Ofen es ganz behaglich finden, hassen die Wärme der belebend strahlenden Sonne! Sie und die Kinder werden ängstlich davor behütet — nur um die Weiße der Haut nicht zu verderben; wie es sonst dem Körper ergehen mag, ist dabei gleichgültig! In die Krankenzimmer bringt der Sonnenschein weit sicherere Linderung und Genesung, als das Verhängen der Fenster und tausend andere innerlich oder äußerlich verschriebene Mittel. Man versuche es nur einmal mit der „Sonnenskur“.

Seine Meinung. Kondukteur (zu einem Bauern, der mit einem Billett 3. Klasse in die 1. Wagenklasse eingestiegen ist): „Wie kommen's denn da mit Ihrem Billett dritter Klasse in die erste, marsch raus!“ — Bauer: „Ja, schau'n's, Herr Konduktor, t hab' da grad an Korb mit Kas, der a bißel riacht; da hab' t denkt, da is laar, da sezt di nein, da schanterk's niemand.“